

Bohrwinseln

Viele fürchten sich vor ihnen, kaum jemand sitzt gern im Behandlungsstuhl. Zahnärzte zählen nicht zu den beliebtesten Zeitgenossen. Ein neues Buch enthüllt die Kunst und Geschichte der Zahnheilkunde. SEBASTIAN HOFER und WOLFGANG PATERNO stellen sich dem Angstgegner.

Heilige Apollonia, bitt' für uns!*



Auf das Hinweisschild, das den Weg zur Wiener Universitätszahnklinik weist, hat ein anonymer Scherzbold „AUA!“ gekritzelt. Nach wenigen Schritten in die angezeigte Richtung passiert man die Gerichtsmedizin in der Sensengasse. Die Annäherung an das modernste zahnmedizinische Institut Europas ist, rein emotional, kein Zuckerschlecken. Typisch.

Keine Party ohne Zahnarztgespräche, kein Abendessen, bei dem nicht früher oder später Geschichten über Zahnruinen und -kosten ausgetauscht werden. Auch wenn wir es besser wissen sollten: Die meisten haben Bammel vor den Frauen und Männern mit Bohrer und Spritze und vor dem, was sie mit uns im Behandlungsstuhl anstellen. Das Lachen vergeht einem, sobald fremde Finger im sperrangelweit gerissenen Mund hantieren.

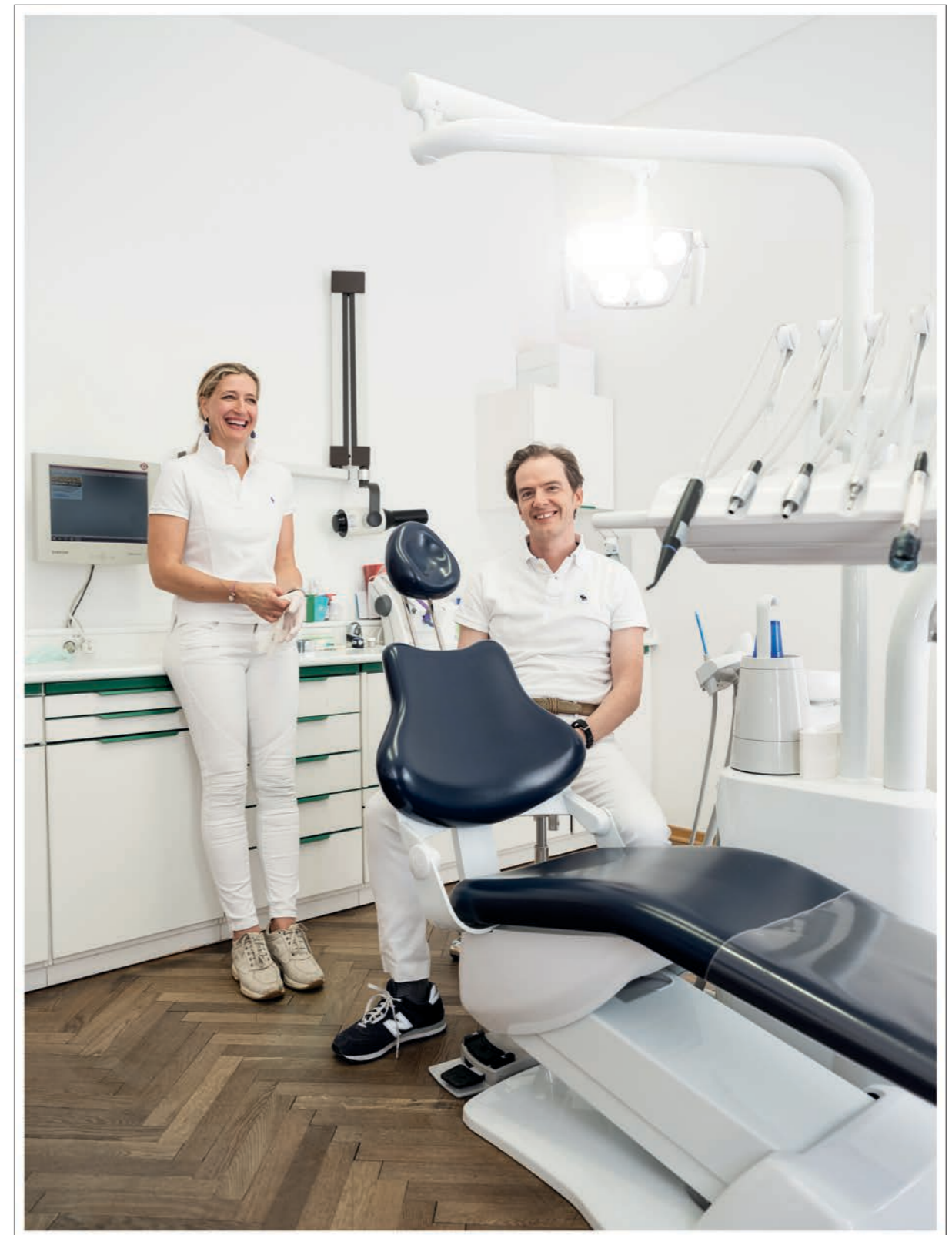
Aber woher genau rührt die Angst vor dem Berufsstand der Zahnmediziner? Und wie geht es den Praktikern selbst in ihren ewig neonhellen Praxen? Die Fragen führen von der Notfallambulanz der Unizahnklinik mit dem „AUA!“-Hinweis über Ordinationsbesuche bis zum ebenfalls in der Sensengasse ansässigen Wiener Zahnmuseum.

In Österreich ordinieren mehr als 5000 Zahnärztinnen und Zahnärzte. Pro Jahr werden über 1,8 Milliarden Euro für zahnmedizinische Behandlungen aufgewendet, ziemlich genau die Hälfte davon begleicht die öffentliche Hand, der Rest wird privat von den Patienten zugeschossen. Ein einzelnes Zahnimplantat kostet im Durchschnitt 2000 Euro, im Zweifel aber auch deutlich mehr und in Ungarn ungefähr die Hälfte, was einen regen Dentaltourismus erzeugt hat – Pfuschgefahr keineswegs ausgeschlossen (sagen ös-

terreichische Zahnärzte). Zahnmediziner können inzwischen so gut wie alle Krankheiten, die in ihren Zuständigkeitsbereich fallen, schnell und sicher heilen. „Der Zahnweh-Herrgott“ heißt eine 1922 veröffentlichte Novelle des heute nahezu vergessenen Autors Franz Karl Ginzkey. In der Gegenwart des Jahres 2018 können die Spezialisten fast jeden Patienten schmerzfrei behandeln.

In dem Wörtchen „fast“ schlummern freilich Urängste, die der britische Medizinhistoriker Richard Barnett in dem schaurig-schönen Bild-Textband „Mut zur Lücke“ lustvoll bedient. „The Smile Stealers“ heißt das Buch zur Kunst und Geschichte der Zahnheilkunde im englischen Original. Die Lachdiebe. „Mut zur Lücke“ bietet veritable Gänsehautlektüre. Barnett hat zahnmedizinisches Wissen aus drei Jahrtausenden ausgegraben: Zahnprothesen aus etruskischer Zeit und die Rabenschnabelzange aus dem 17. Jahrhundert, die korkenzieherähnliche Gerätschaft „Dentalpelikan“ und Caravaggios Gemälde „Haupt der Medusa“ mit entblößten Zahnreihen, dazu flämische Gemälde von Backenzahn-Extraktionen und einschlägige Karikaturen aus dem 18. Jahrhundert. ▶

*Apollonia von Alexandria, Schutzheilige der Zahnärzte, um 249 n. Chr. als frühchristliche Märtyrerin gestorben, nachdem ihr sämtliche Zähne eingeschlagen oder gezogen worden waren.



DDR. FRANZISKA UND DDR. ALEXANDER SALETU
„Psychisch belastend, diese Not zu erleben“

Barnett schreibt: „Ich erinnere mich an die gummibehandschuhten Finger, die Backen und Zahnfleisch abtasten, die plötzliche Hitze der Polierbürste auf meinen Backenzähnen, das Kratzen und Schaben einer Dentalkürette am Zahnstein und vor allem an das schrille Wimmern eines Hochleistungsbohrers. Es heißt über solche Geräusche, dass sie durch Mark und Bein gehen – ein angemessenes Bild für das, was wir bereits im Wartezimmer eines Zahnarztes erleiden.“

Als optische Entsprechung des Zahnterrors zeigt Dustin Hoffman im Film „Der Marathon-Mann“, wie ihn Nazi-Finsterling Laurence Olivier mit Bohrer und Kürette zu einem Geständnis zwingen will. Im Zahnarztwartezimmer sieht sich der Mensch mit seiner Endlichkeit konfrontiert, der Zahnmediziner personifiziert das schlechte Gewissen des modernen Individuums. Zahnschmelz wird durchlässig, Zucker ist Gift, Nikotin verfärbt das Gebiss. Wer am Zahnfleisch geht, laboriert an größeren Problemen.

„Ich kann nicht jedem Patienten eine schmerzlose Behandlung garantieren“, sagt Robert Mallinger, und er muss es wissen. Er leitet die Notfallambulanz der Wiener Universitätszahnklinik. Das Institut ist an 365 Tagen geöffnet und behandelt rund 20.000 Patienten im Jahr. Mallinger, 53, weiße Haare und jugendlicher Habitus, verströmt die Gelassenheit des gelernten Akutmediziners. Stress perlt an ihm ab. Er nimmt sich Zeit, wo keine ist, um aus der Praxis zu erzählen: „Zu uns kommen Patienten in Situationen, in denen sie hilflos sind und meist Schmerzen haben. Und hier sollen sie dann ihre Münder aufreißen, sich preisgeben. Das widerspricht der Natur. Man begibt sich in die Hände eines Menschen, der einem helfen, dabei aber vielleicht auch weh tun wird. Wenn jemand mit einer dick geschwollenen Backe zu uns kommt, weil ein Zahn sich dramatisch entzündet hat, kann ich für keine schmerzfreie Behandlung mehr garantieren. Vom Wellnessgedanken anderer Klinikabteilungen und so mancher Zahnarztpraxen sind wir in der Ambulanz ein bisschen entfernt. Wir setzen andere Prioritäten. Zu uns kommen Menschen aller Altersgruppen und Gesellschaftsschichten. Am Wochenende sind wir Anlaufstelle für ganz Wien und Niederösterreich. Wir behandeln Frontalzahltraumata aus Skateparks und Erlebnisbädern, viele Trampolin-Fälle. Manchmal sind es 70 pro Tag, manchmal doppelt so viele. Das lässt sich schwer planen. Man muss das mögen. Ich mag es. Ich habe selbst 14 Jahre in eigener Praxis gearbeitet,



Wer bis ins 19. Jahrhundert einigermaßen alt wurde, beendete sein Leben zahnlos.

Ich kenne die ruhigeren Seiten des Berufs. Bevor ich Zahnmediziner wurde, war ich Assistenzarzt auf der Herz-Thorax-Chirurgie am AKH. Dort galt das Arbeitsmotto: Speed and Quality. Geschwindigkeit und Genauigkeit gehören zusammen. In der Zahnmedizin geht es um Zehntelmillimeter. Wenn eine Füllung nicht exakt passt, wird sie Probleme machen. Wenn ein Chirurg nicht ganz genau arbeitet, bleibt vielleicht nur eine hässliche Narbe.“

Tatsächlich waren die ersten Zahnmediziner der frühen Neuzeit im Hauptfach Chirurgen. Die Kollegenschaft hatte wenig für die Fachkräfte übrig: Zähne gehen Menschen mit der Zeit aus wie Haare. Ein Lächeln, dem viele Zähne fehlen, war normal. Wer bis ins 19. Jahrhundert einigermaßen alt wurde, beendete sein Leben in der Regel zahnlos, egal ob arm, reich oder königlich: Ludwig XIV. wurden bei einer Zahnextraktion große Teile des Oberkiefers mitentfernt. Beim Sonnenkönig klaffte ein Loch am Gaumen. Ludwigs Leibarzt beschreibt die Folgen der Operation: „Jedes Mal, wenn der König trank oder gurgelte, stieg die Flüssigkeit in seine Nase hoch und sprudelte wie bei einem Springbrunnen daraus hervor.“ George Washington erlebte seine Inauguration als erster



DDR. JOHANNES KIRCHNER
„Bunter Hund“

Im Zahnarztwartezimmer sieht sich der Mensch mit seiner Endlichkeit konfrontiert.



DDDR. RAINER RAIMANN
„Jammern auf hohem Niveau“

US-Präsident mit einem einzigen eigenen Zahn. In seiner Gebissprothese reichten sich menschliche Zähne an die Backenzähne eines Elchs.

„Unsere Kinderschädelsammlung! Die Zähne einer ägyptischen Mumie! Moulagen aus dem Ersten Weltkrieg, Gipsmodelle von versehrten Köpfen. Das gibt es weltweit nur ganz, ganz selten.“ Johannes Kirchner, 62, langjähriger Kustos des Wiener Zahn museums, ist sichtlich stolz auf diese Sammlung. Gerührt geht er von Objekt zu Objekt. Er streicht über ein Röntgengerät aus den 1920er-Jahren. „Mein Gott“, murmelt er und erzählt von früher, vom Gründer der Sammlung und Urvater der Wiener Zahnheilkunde, Georg Carabelli, und von dessen Nachfolger Moriz Heider, der Mitte des 19. Jahrhunderts eine neue Art der Wurzelbehandlung entwickelte. „Dazu verwendete er einen elektrischen Draht, den er in den Zahn einführen konnte, bevor Spannung angelegt und so Hitze erzeugt wurde“, erklärt Kirchner: „Das tat zwar immer noch höllisch weh, aber wenigstens nur dort, wo es wirken sollte, nicht wie früher, als mit glühenden Eisenstäben gearbeitet wurde. Wien war früh ein Zentrum der europäischen Zahnmedizin.“

Kirchner, grau melierter Vollbart, weißer Arztkittel, wacht über eine glorreiche Epoche. „Ich betreute das Museum zwischen 1983 und 2016, und ohne mich selbst allzu sehr loben zu wollen: Selbst die legendäre American Academy of the History of Dentistry hielt hier einmal einen ihrer Kongresse ab, erstmalig außerhalb der USA. Zur Langen Nacht der Museen kamen bis zu 900 Leute.“

Kirchner ist endgültig ins Erzählen verfallen. „Ich bin ein bunter Hund. Habe Gesang studiert und liebe die Schauspielerei. Seit 31 Jahren veranstalte ich Zahnärztekonzerte. Es gibt Kollegen, die behaupten, sie hätten keine freie Minute für so etwas. Mir kam das nie so vor.“ So launig kann Zahnmedizin sein.

Ein menschlicher Zahn besteht grob gesagt aus Zahnschmelz, Zahnbein, Zahnmark, Zahnzement. Zahnschmelz ist die härteste Substanz im menschlichen Körper, aber leider nicht hart genug. Richard Barnett schreibt in „Mut zur Lücke“: „Das Umfeld, in das die Zähne vorstoßen, ähnelt einem Urwald: warm, feucht, ökologisch breit gefächert und häufig feindlich.“

Ein Text aus China, drittes vorchristliches Jahrtausend, empfiehlt bei Zahnschmerzen: „Man röste ein Stück Knoblauch und zermalmte es zwischen den Zähnen, vermische es mit gehackten Meerrettichsamen oder Salpeter und rühre alles mit Menschenmilch zu einer Paste; daraus forme man Pillen und gebe eine in das Nasenloch auf der dem Schmerz gegenüberliegenden Seite.“

Im Wartezimmer von Franziska und Alexander Saletu dominieren helles Holz, Radiogeplätscher, Bilder von Wassertfällen. Zahnarztpraxen müssen nicht schön sein, sondern beruhigend wirken.

„Es kommt vor, dass Menschen bereits beim Betreten der Praxis schweißgebadet sind“, sagt Alexander Saletu, Jahrgang 1972, gepflegtes Haar, Sneaker an den Füßen: „30 Prozent unserer Arbeit macht Einfühlung aus. Man muss sich Zeit nehmen, alles genau zu besprechen. Denn natürlich spüre auch ich die Angst bei Patienten, die mal stärker, mal



DDR. ROBERT MALLINGER
„Helfen, dabei aber vielleicht auch weh tun“

schwächer ausfällt, aber immer da ist. Ich selbst bin dafür durchaus sensibilisiert, leide manchmal mit. Es ist psychisch belastend, diese Not zu erleben.“

Franziska Saletu, Praxis- und Ehepartnerin, Spezialistin für Oralchirurgie und Kinderzahnheilkunde, ergänzt: „Die Gemeinschaftspraxis verteilt die Last. Wir üben einen körperlich anstrengenden Job aus. Viele Zahnärzte beenden ihre Karriere mit einem Bandscheibenleiden: Man sitzt verdreht, meistens in angespannter Situation. Die Spannung kann vom Patienten selbst ausgehen, oder von der Situation im Wartezimmer. Wenn man eine Stunde lang an einem einzigen Zahn arbeitet und weiß, das Wartezimmer ist voll – das stresst.“

Man könne, sagt Alexander Saletu, in seinem Metier in kurzer Zeit viel erreichen, die Patienten seien in der Regel auch nicht schwerkrank. „Der Beruf war bei mir tatsächlich Berufung. Ich hatte schon immer eine Vorliebe fürs Basteln.“ Die bisweilen ins Epische ausgewalzten Probleme vieler Menschen mit dem Berufsstand der Zahnkünstler verflüchtigen sich zu Erzählungen von Empathie, Rückenleiden, Handwerk. Alles halb so schlimm. Oder?

7890 glückliche Patientinnen und Patienten, 1024 gezogene Zähne sowie 2345 gesetzte Implantate zählt die Website von Rainer Raimann, Stand Dienstag dieser Woche, 11:30 Uhr. In Wahrheit seien es viel mehr gewesen, lacht Raimann, 49, seit 15 Jahren selbstständiger Privatzahnarzt am Wiener Alsergrund. „Als junger Mann arbeitete ich als Pilot, hatte ein Kind, ein nicht abbezahltes Haus und zwei Autos“, erinnert er sich. „Ich suchte mir also eine anspruchsvolle Ausbildungsmöglichkeit, die ich möglichst schnell absolvieren konnte. Für mich stand das Geld nie im Vordergrund. In der ersten Stunde an der Zahnklinik mussten wir auf einer Holzplatte mit dem Bohrer Figuren nachziehen und Zähne schnitzen. Ich war von manueller Arbeit schon immer begeistert. Ich wusste in diesem Augenblick, dass ich Zahnarzt werden muss.“

Buchautor Barnett hätte seine Freude am Inventar von Raimanns Praxis: In einem Schaukasten lagern ein Pferdekiefer mit eindrucksvoll klotzigen Backenzähnen, ein Hai-Gebiss, ein Saurier- und ein Mammutzahn. Die zwei Milchzähne in der Plastikbox stammen von Raimanns inzwischen volljähriger Tochter. Und auch sonst ist hier einiges anders als in anderen Praxen. „4711 Milka Naps gegessen“, verkündet die Website. Raimann, braungebräunt, federner Schritt, klobige Uhr, passionierter Langstreckenschwimmer, ordiniert in Jeans und weißem T-Shirt. Auf dem goldenen Klingelschild beim Haustor ist zu wenig Platz, um seine drei Dokortitel unterzubringen. Raimann ist Gutachter bei Gericht und Leiter eines sogenannten DVI-Teams zur Katastrophenopferidentifizierung, medizinische Abteilung, Innenministerium. Jenen Frauentorso, der unlängst im Neusiedlersee gefunden wurde, hat Raimann begutachtet. In einer Beilage zur



Richard Barnett:
Mut zur Lücke.
Kunst und Geschichte
der Zahnheilkunde.
Deutsch von Ronit Jariv.
Dumont, 255 S., EUR 35,-

Zeitschrift „Die ganze Woche“ hat er Leserfragen beantwortet: „Ich bin Raucher und habe weiße, eigenartige Beläge im Mund ...“ Raimanns Tag scheint 36 Stunden zu haben.

Das Goldene Zeitalter, in dem Zahnmediziner über Golfplätze und Klatschspalten herrschten, ist endgültig vorbei. „Es ist nicht mehr so wie früher“, sagt Raimann zwischen zwei Terminabsprachen am Telefon. „Mir sind viele Kollegen bekannt, die Konkurs anmelden mussten. Ein Zahnarzt, der heute unfreundlich ist und ungeschickt agiert und dazu vielleicht noch mit veralteten Methoden arbeitet, hat keine Zukunft. Früher waren die Wartezimmer trotz dieser Mankos voll, heute längst nicht mehr. Die Patienten informieren sich via Internet etwa über computernavigierte Implantate und lesen vorab die Online-Bewertungen. Was natürlich nach wie vor stimmt: Als Zahnarzt arbeitet man verhältnismäßig kurz am einzelnen Patienten, bekommt dafür aber viel Geld. Man sollte dabei aber nicht vergessen, dass ein hoher Verdienst auch viele Kosten nach sich zieht. Beläuft sich eine Sitzung etwa auf 10.000 Euro, was fraglos eine Riesensumme ist, muss ich davon 6000 Euro für Techniker und Zulieferfirmen abziehen. Von den restlichen 4000 Euro werden 50 Prozent Steuern abgerechnet. Das ist natürlich Jammern auf hohem Niveau. Früher konnten sich junge Zahnärzte nach zwei Jahren Praxisarbeit ihren Porsche leisten, heute spielt's das nicht mehr.“

In Raimanns Ordinationsraum mit dem Hightech-Behandlungsstuhl hängen großformatige Collagen, auf denen Sophia Loren und Brigitte Bardot ernst von den Wänden blicken. Das Zimmer, in dem gebohrt und geschraubt wird, ähnelt einer Psychopraxis mit Gerätepark. „Man kann den Menschen die Angst vor uns nehmen. Die Arbeit am Mund berührt die Intimsphäre. Man muss sich deshalb riechen können. Ich bin mir nach wie vor unsicher, was unheimlicher ist: Als Chirurg in einem offenen Herzen zu wühlen, oder in den Mund eines anderen zu greifen. Der Faktor Angst ist natürlich da. Man kann aber etwas dagegen tun. Früher baten die Patienten bei größeren Operationen um eine Vollnarkose. Inzwischen taucht diese Bitte bei mir überhaupt nicht mehr auf.“

Gedankenverloren dreht er einen elfenbeinweißen Zahnabguss mit Problemzonen in Händen. „Zahnarzt ist ein Wahnsinnsberuf“, sagt er. „Ich mache die Arbeit gern. Es soll mir nichts Schlechteres passieren als die Nachrede, man verdiene viel. Neid muss man sich erarbeiten. Mitleid ist umsonst.“ Manchmal erkundigten sich die Patienten nach seinem Wohlbefinden. „Mir geht's immer gut, ich habe ein geiles Leben“, antworte ich dann.“

FOTOS: PHILIPP HORAK



Zahnschmelz ist die härteste Substanz im Körper, aber leider nicht hart genug.